

zwischenorte.Karlstadt a. Main

• Tobias Jennewein

Ein schöner Freitagnachmittag löst sich in den Straßen auf wie eine Asprintablette. Das Licht entfärbt sich nicht. Es wird nur unmerklich ruhiger, reglos und still. Ein Flugzeug malt einen Streifen in die Luft: eine durchgezogene Linie am Himmel, die es einer Wolke nicht erlaubt, eine andere zu überholen, es dem Abend verbietet, die Spur zu wechseln und plötzlich im Paradies zu sein.

So regeln die höheren Sphären ihren Verkehr.

Ich sitze im Auto. Das Auto steht. Menschen hasten über den Tegut-Parkplatz in Karlstadt, der schon immer hoffnungslos trist war, ein Transitgelände, ein Zwischenort, der sich nach 20.00 Uhr in eine von Straßenlaterne diffus beleuchtete Wüste aus Gestrüpp, Markierungen, Schildern und Mülleimern verwandelt: leer, wie ein ausgeträumter Tagtraum leer ist. Jetzt sehe ich mich eingekreist von Einkaufswagen, Leuten mit Kühltaschen und Leinenbeuteln, als stünde ich im Schach. In Wahrheit bin ich matt und kraftlos, ein auf der Sitzfläche abgelegtes Bündel abgetragener Kleider, Jeans, grauer Rollkragenpullover, blaue Schiebermütze.

Was mache ich noch hier?

Ich habe eingekauft: Butter, Frühlingszwiebeln, Joghurt, Speisequark, Bananen, Auberginen, gelbe Rüben, ein Baguette, Gewürzgurken, Hafermilch, Reibekäse, Brotaufstrich, drei Pesto-Gläser, Feldsalat, süßen Senf, Margarine. Ich habe meine Hände desinfiziert, die Atemschutzmaske abgenommen und mich ein bisschen gesammelt. Trotzdem will ich nicht fort. Ich schlage das Buch auf, das neben mir auf dem Beifahrersitz liegt, überfliege ein paar Zeilen. Dann hebe ich den Blick und das Gelesene schwappt über den Seitenrand wie warmes Wasser. Alles ist durchtränkt mit Sinn: der Anblick eines Ehepaars, das gemeinsam einen Sack Kartoffeln in einem Kofferraum verstaut, einer Mutter mit ihrem quengelnden Kind, eines angeleiteten Hundes neben einem Fahrrad.

Früher – vor der Pandemie – war dieser Supermarkt für mich ein Ort, an dem ich manchmal alte Klassenkameraden traf oder einfach gute Bekannte. Immer gab es die Chance auf eine Begegnung, ein kurzes Gespräch, einen Berührungspunkt im Alltag. Das ist jetzt vorbei. Einsamkeit ist ein dünner, reißfester Schmerz: und er spannt sich über jede Geste. Ich schaue nach links, nach rechts, geradeaus und in den Rückspiegel – ob vielleicht jemand über den Parkplatz läuft, den ich kenne. Doch da ist nur eine Gruppe von Kindern und ein kleines, kahles Bäumchen.

Dann schlage ich das Buch zu, starte den Wagen und fahre Richtung Karlburg.

Die Gegenwart ist voll von funktionalen Orten:

Tiefgaragen, Autohäusern, Bau- und Supermärkten, Waschanlagen, Parkplätzen, Bushaltestellen, Banken, Bäckereien, Metzgereien, Textilgeschäften, Schreibwarenläden. Gemeinsam ist ihnen die Absenz des schönen Scheins. Eine Zierpflanze im Eingangsbereich einer Möbelhausfiliale markiert exakt diese Leerstelle.

In Karlstadt liegt die Sache so: Wer vom Tegut mit dem Auto Richtung Gemünden fährt, einen Kreisverkehr passiert und noch einen zweiten, streift irgendwann die Ausläufer eines Gewerbegebiets, wie es sie fast überall in Deutschlands Provinzstädten gibt. Hier zirkuliert die Virtualität des Geldes. Im Kleinen, aber immerhin.

Das Ganze hat auch einen Namen: Gewerbegebiet am Hammersteig. Dort finden sich ein Edeka-Discounter, ein Baumarkt (BayWa AG), ein Autohaus (Volvo), ein Autohaus (Mercedes), ein Fliesengeschäft, ein Geschäft für Befestigungstechnik, eine Autowaschstraße, ein TÜV-Service-Center, an dem meine Fahrprüfung vor über dreizehn Jahren ihr unverhofft glückliches Ende fand, eine Möbelfiliale, eine Heckenwirtschaft und etliches mehr, was nicht auf meiner Liste steht. Doch wäre Vollständigkeit hier eher ein Lektürehindernis. Kein Mensch – es sei denn er hat ein Verkaufsinteresse oder mischt in der Lokalpolitik mit – will mehr als nötig über die merkantilen Zonen einer 15000 Einwohner starken fränkischen Kleinstadt wissen.

Beschreiben will ich das Gelände auch nicht. Wen interessiert es schon, in wie vielen Grautönen der dort verbaute Beton schillert, wie schmutzig oder sauber die Glasfassaden und Schaufenster sind, die uns immer *etwas*, aber nie sich selbst präsentieren. Welche Kundin denkt schon länger (als sieben Sekunden) über die Anordnung von Neuwagen auf dem Vorplatz eines Autohauses nach, wenn ohnehin nur der Preis zählt? Gewerbegebiete sind Orte der strategischen Selbstverleugnung: Hier regiert die Ware und sonst nichts. Und wo ein Gartengeschäft mal etwas her macht, da stellt es nicht *sich*, sondern den Erfolg einer Marke zur Schau. Unsichtbarkeit ist also die Form, in der es all diese Hallen, Plätze und Gebäude gibt, denn sie sind ihr eigenes, zu Stahl und Glas geronnenes Verschwinden. Wenn die Geschäftszeit zu einer Qualität der Atemluft wird, wenn Fensterscheiben immer nur ein und dasselbe Wetter, ein und denselben Tag in sich spiegeln, und das jahrein, jahraus, wenn ein Baumarkt sich für eine Lagerhalle hält und umgekehrt, dann leidet das Stadtbild an Blutarmut – und dann spürt man sie plötzlich: Die unmögliche Poesie des Gewerbegebiets. Man könnte versuchen, es zum Schauplatz einer universalen Tristesse zu machen und es in Gedichten zu besingen.

Das wäre aber schon zu viel des Guten. Die Saugstationen hinter einer Waschanlage kann ich auch nach der Lektüre eines Sonetts, das sie mit Bedeutung auflädt, nicht wesentlich anders sehen: Sie erschöpfen ihren Sinn im bloßen Gebrauch. Es sind Orte abseits der Reflexion, Orte der reinen Pragmatik.

Es gibt hier keinen Spalt zwischen Denken und Tun, durch den ein Einfall ins Gehirn gelangen und sein Licht verbreiten kann. Unmöglich, beim Absaugen von Autositzen an Selbstgesprächen teilzunehmen, die das Leben bereichern. Kaum bin ich fertig mit der Arbeit, liegen die Gedanken auch schon sinnlos in den Ohren, zusammengefedt vom Geräusch einer Düse. Warum sich dennoch die banalsten Einkaufshallen mit meinen Phantasien füllen, warum mein Blick sich wie ein Energiefeld anfühlt, wenn ich Supermarktregale sehe, ist mir ein Rätsel. Von allen Gebäuden in einem Städtchen wie Karlstadt sind Supermärkte wohl die bei weitem urbansten. Zwischen Kosmetik- und Reinigungsartikeln kann ich nicht unterscheiden, ob ich in Frankfurt oder im fränkischen Mainland bin. So transzendiert die Warenwelt den kleinen Ort und seine Provinzialität. Denn die Ware bleibt die gleiche, ob ich in Berlin bin oder in Langenprozelten. Und so sind es umgekehrt die Lebensmittelgeschäfte, Drogerien und Friseur-salons, die den großen Städten einen provinziellen Charme verleihen. Etwas im Funktionssinn dieser Orte hebt ihren Ortscharakter auf. Es sind Über-Orte, die das Leben im konsumsatten Westen entgrenzen.

Ich wusste es: Mein Kopf ist kleiner als die Wirklichkeit. Denn ich kann die Vögel singen hören. Ihr Ruf verklingt in der Ferne, genauso wie sich ein Stück Zucker in Kaffee auflöst. Plötzlich schmeckt sie angenehm süß, die Stille des Abends. Ich schlendere über den E-Center-Parkplatz, habe sieben Butterhörnchen und drei Croissants gekauft. Mein Auto erwartet mich schon. Zwischen den Besorgungen des Alltags lässt das Geräusch des Wagens, sein friedliches Schnurren, das Weiß einer Pause entstehen. Ein Lichtfleck mitten im Leben.

Früher war ich oft im Karlstadter E-Center, mit A., einem Freund aus Schülertagen. Wir fuhren immer hin, wenn es Freistunden gab – und ich liebte Freistunden. Was ich damals nicht begreifen konnte: Dass die Taktung meines Lebens durch den Schulzwang fruchtbar, dass sie die Ursache eines anarchischen Glücks, einer überbordenden Exzentrik war, die ich in meiner Abiturzeit kultivierte. Oft vergisst man, dass uns Institutionen nie nur zur Befolgung dieser oder jener Norm, sondern immer auch zum Gegenteil erziehen, zum Ungehorsam, ob sie wollen oder nicht.

Aber jetzt ist es die Glasfassade eines Discounters, die die Erinnerungen neu belebt: daran, wie A. und ich um die Regale zogen, uns lustig machten über Lebensmittelwerbung und Produktdesign, uns in Warenkritik übten, weil wir, zwei halbstarke Pennäler, von wahrer Kritik nichts wussten. Wir hatten nur einige Videos mit Slavoj Žižek gesehen. Manchmal konnte es passieren, dass ein flimmernder Neonschriftzug, über der Wursttheke etwa, mystische Gefühle in uns wachrief. Denn uns begeisterten natürlich auch die Filme von David Lynch. Wie provinziell diese Art des Aufwachsens war und wie zurückgeblieben mein Kunstgeschmack, den ich seinerzeit für avanciert hielt, ist mir erst Jahre später klargeworden, als ich begriff, dass ich in meiner damaligen Vorstellungswelt bloß den heißen Scheiß der 80-er und frühen 90-er, Pop und Postmodernismus, wieder aufgewärmt hatte – und das im Jahr 2011:

Für mich eine glückliche Zeit.

Ich saß vor einem Einkaufszentrum, unterhielt mich, trank kalten Kaffee, rauchte Zigarillos, machte Witze und lachte dabei peinlich übertrieben. Gut möglich, dass die ganze Freiheit eines Menschen zu einer Szene wie dieser zusammenschrumpft. Ich spürte in mir eine *Vorlust*: Etwas Fantastisches würde geschehen. Das schien absolut sicher. Heute weiß ich, dass die Vorlust selbst, ihr Prickeln und Glühen, das wirkliche Ereignis war. Karlstadt liegt jetzt hinter mir. Das Ortsschild glänzt im Seitenspiegel. Der Wagen rollt. Er gleitet dahin, verstreicht die Zeit auf dem Asphalt der Straße. Ein lauer Abend, versickerndes Licht. Der Horizont ist nah und greifbar.